

PORTMANN, Jochen (Velbert-Langenberg)

Der Gigant

Sicher, das Geweih ist gewaltig! Oder nein, nicht gewaltig – gigantisch, ja, gigantisch ist das richtige Wort. Jeder wird das so empfinden, der dieses Geweih sieht, egal, wo es nun hängen mag. Und jeder wird davor voller Staunen stehen bleiben, vor diesem Geweih.

Ein Jäger aber wird davor erstarren, erstarren wie in einem Bann, in ehrfürchtiger Bewunderung. Er wird sich nicht trennen können von diesem Geweih. Er wird die Enden zählen und er wird sie noch mal zählen und noch mal, um sicher zu sein, dass er sich nicht verzählt hat. Er wird die Stangenstärke mit seinem Arm vergleichen. Und bald schon wird er träumen. Dann sieht er sich selber durch einen Wald pirschen, im ersten Dämmern unter verblassenden Sternen, im letzten Dämmern unter aufgehendem Mond.

An einer kleinen Waldwiese wird er ein Rudel Kahlwild sehen, von Nebelschwaden umhüllt. Und aus der Dickung dahinter hört er einen Schrei, einen Schrei, der ihm bis ins Mark fährt, der sein Herz still stehen lässt, und er wird zittern vor Erregung, so rau, so tief, so herrisch ist dieser Schrei, wie er kaum mal einen gehört hat. Danach wird wieder völlige Stille um ihn sein. Bei dieser Stille wird er wieder erwachen und wieder dieses hochkapitale Geweih sehen. Nur schwer wird er sich schließlich von diesem Anblick trennen, den er nie vergessen wird, so gigantisch ist dieses Geweih.

Und doch, dieser Anblick alleine – lebt nicht. Ich muss die Geschichte dazu erzählen, die Geschichte von diesem Hirsch, von den Tagen, an denen ich auf ihn pirschte, wie er mir auswich und mich mit seinem Schreien weiterlockte, immer weiter, vorbei an anderen Hirschen, auch starken, reifen, die mich aber nicht in Versuchung bringen konnten. Und ich muss erzählen, wie ich ihn schoss, wie ich dann da stand auf der Schneise, mit all meiner Erregung, mit meiner Freude, voller Ehrfurcht – und mit all meinen Freudentränen.

Ja, ich muss diese Geschichte erzählen, sonst lebt die Erinnerung nicht, die Erinnerung an dieses gigantische Geweih, das nie an meiner Wand hing, das einen anderen Weg nahm, bevor sich schließlich seine Spur verlor.

Darum muss ich diese Geschichte aufschreiben, damit wenigstens die Erinnerung weiter leben kann, wenn ich nicht mehr bin. Und das wird wohl nicht mehr so lange sein. Einen Sohn habe ich nicht, an den ich sie weitergeben könnte. Aber vielleicht liest sie mal jemand, bevor auch diese Blätter vergilben und die Worte zerrinnen, wie ja alles zerrinnt, wie alles vergeht. Aber so lange soll diese Geschichte leben, die zu diesem Geweih gehört, zu diesem gigantischen Geweih.

Sechs Tage lang waren wir gepirscht, der Oberförster und ich, sechs Tage an jedem Morgen und jedem Abend. So viele Stunden waren wir über engste Schneisen geschlichen und hatten uns durch sperriges Unterholz mit krüppeligen Bäumen gekämpft. Viele Kilometer waren das gewesen und viel Wild hatten wir gesehen. Alles Rotwild aus weiter Umgebung hatte sich hier in der 5.000 ha großen, grünen Insel zusammen gezogen, die inmitten von unendlichen Feldern lag, wo jetzt der Wind mit dem Korn spielte und in Wellen die Halme bog. Auf 800 Stück Rotwild wurde der Bestand geschätzt. Überall standen Rudel, oft ganz eng beieinander. Und überall schrien Hirsche. Viele sahen wir jeden Morgen und jeden Abend und oft auch einen Hirsch mit einem Geweih, das wohl die 220 Punktzahl erreichten würde; für viele Jäger unbedingt ein Lebenshirsch. Auch für mich wäre es das gewesen, aber der Oberförster trieb mich weiter, ich sollte weiter, ich sollte den Giganten finden. Ja, den Giganten, so nannten ihn hier die Jäger. Ich wusste ja, dass er da war. Der Oberförster hatte ihn mir genau beschrieben. Und so oft waren wir ihm nahe, wir fühlten ihn, und ganz selten schrie er auch mal . . . Es war ja ein Schrei, den man nie vergisst, so herrisch und so beherrschend war er. Alle Hirsche in der Umgebung verschwiegen dann für ein paar Minuten, aber dann orgelte es wieder von überall her.

Der Gigant aber blieb immer in der Dickung, davor war immer ein Rudel Tiere zu sehen, an die kein anderer Hirsch sich heran traute. Wohl nur in der Dunkelheit trat der Gigant zu den Stücken.

Wenn wir seinen Schrei hörten, waren wir bald im Bereich der Dickung, die ihn verbarg. Wir pirschten vor und zurück, wir zogen Kreise, wir standen und warteten, wir machten alles, was man machen kann, alles, was uns die lange Erfahrung gelehrt hatte. Aber wir kamen nicht heran. Wir hörten ihn schon mal durch die Dickung ziehen, wir wussten, dass wir vor ihm waren und wahrscheinlich wusste auch er, dass wir da waren. Aber wir blieben daran, morgens und abends. Immer wieder mussten wir an Rudeln vorbei, die ja so dicht beieinander standen. Oft preschte ein Rudel davon, wenn es Wind von uns bekam. Aber weit konnten sie ja nicht, es waren ja so viele Stücke hier auf engem Raum. So war es schwer weiter zu kommen, in die Richtung zu kommen, von wo wir ein – oder zweimal am Morgen und am Abend diesen unverwechselbaren Schrei gehört hatten. Mehrmals sahen wir auch einen Hirsch in solch einer Dickung ziehen, doch wir sahen das Geweih nicht und es wäre auch keine Möglichkeit zum Schuss gewesen. Aber einmal, einmal müsste sich doch eine Gelegenheit ergeben, einmal müssten wir ihn doch sehen.

Am sechsten Pirschtage abends gingen wir schon früh zurück zum Jagdhaus. Der Himmel hatte sich bezogen, pechschwarze Wolken jagten am Himmel. Ein Wetter zog auf, früh wurde es dunkel.

Wir gingen an einem Eichenjungwuchs vorbei. Über mannshoch waren die jungen Bäume. Sie standen so dicht, dass man keinen Einblick hatte. Hinter dieser Dichtung schrie ein junger Hirsch mit Trenzern und Sprenggruf. Wir sahen uns an, der Oberförster und ich. Das konnte doch nicht mit rechten Dingen zugehen, dass sich hier ein Jüngling verlor, wo doch so viele reife Hirsche in der Umgebung waren. Aber plötzlich, da kam ein Schrei aus der Dichtung, so hart, so herrisch . . . da war er, der Gigant. Unverwechselbar war sein Schrei. Das passte ihm überhaupt nicht, dass sich ein Jüngling bei seinen Tieren herumtrieb. Aber ein Schrei genügte und alle Hirsche in der Umgebung verschwiegen. Wir konnten es ja nicht sehen, aber wahrscheinlich würde sich der Jüngling ganz still verziehen, bevor der Gigant ihm zeigen würde, wo er nichts zu suchen hatte.

Der Schrei war auch uns bis ins Mark gefahren. Eine Minute standen wir noch wie angewurzelt. Es war ja klar, was wir machen mussten, hier war die Gelegenheit, auf die wir schon die ganzen Tage gewartet hatten. Aber es blieb uns nicht viel mehr Zeit, es wurde schnell dunkler und dunkler.

Wir pirschten fünfzig Meter zurück und bogen dann seitlich ab, am Dickungsrand entlang hin zu der Gegend, wo der Jüngling gemeldet hatte. Schritt für Schritt schlichen wir voran. Plötzlich sah ich seitlich eine Bewegung, und da stand er, der Gigant. Breit stehend verhoffte er und äugte in die Richtung zum Jüngling. Eine kleine Lücke war es nur, wo er stand, nur zwanzig, fünfundzwanzig Meter entfernt. Ich sah alles, jede Kleinigkeit. Ich erstarrte fast bei diesem Anblick; der Blick auf dieses kapitale Geweih nahm mir den Atem. Ich wusste aber auch, ich musste mich zusammen nehmen, da war keine Zeit zum Bewundern. Ganz langsam nahm ich die Büchse hoch und in diesen Sekunden brannte sich das Bild und was dann folgte unauslöschlich bei mir ein. Im Schuss steilte er vorn hoch und quittierte so einen tödlichen Herzschnitt. Dann preschte er los in die Eichen und ich hoffte, dass er nach sechzig oder siebenzig Metern seine Todesflucht beenden würde.

Ein Donner rollte in diesem Moment am Horizont und ich stand da auf der Schneise und konnte all das Geschehen noch nicht fassen, musste mich erst in die Wirklichkeit wieder zurückfinden, musste erst begreifen, dass der Gigant mein sein würde.

Wir konnten nicht mehr nachgehen, es war schon viel zu dunkel, wir hätten nicht einmal die übliche Viertelstunde warten können. Blitze zuckten am Horizont, bald würde das Unwetter uns erreichen. Eiligst liefen wir zurück zum Jagdhaus, während schon die ersten Tropfen

fielen. In den nächsten Stunden tobte dann ein Sturm und der Regen prasselte bis zum frühen Morgen.

Um sechs Uhr aber hatte er aufgehört und da saß ich schon auf der Bank vor dem Jagdhaus und wartete voller Ungeduld auf den Oberförster. Aber er kam auch um sieben nicht und auch nicht um acht. Erst um neun kam er und er kam zu Fuß und alleine, ohne Helfer. Ich verstand das nicht und wurde unruhig. Er winkte mir nur zu, ich sollte ihm folgen. Er verstand plötzlich kein Wort deutsch mehr, er sagte nur: „Komm, komm!“ Aber das war nicht der Weg, auf dem wir zurückgekommen waren am Abend. Doch wir liefen immer weiter. Wir liefen in einem großen Bogen! Erst nach zwei Stunden kamen wir an den Anschuss. Ich mag nicht schildern, was dann war. Völlig unbeteiligt sah der Förster zu, wie ich suchte. Natürlich war kein Schweiß zu sehen nach diesem stundenlangen Wolkenbruch. Ich mag nicht daran zurückdenken, was ich alles unternahm. Aber irgendwann musste ich ja einsehen: es war kein Hirsch da. Ich war wie gelähmt. Er hatte gezeichnet wie bei einem Herzschuss, aber er war nicht da. Irgend etwas stimmte nicht.

Am Abend blieb ich im Jagdhaus. Ich wollte alleine sein, ich wollte alles noch mal bedenken. Doch ich blieb nicht allein. Die Köchin kam zu mir. Sie brachte einen Tee, den ich gar nicht wollte. Sie setzte sich zu mir und dann redete sie und redete. Ich verstand ja kein Wort. Aber plötzlich wurde ich aufmerksam. Mit Händen und Füßen redete die Köchin, ich sollte unbedingt etwas kapieren. Und schließlich verstand ich: Bis zum Tag vor meiner Ankunft war der höchste Herr des riesigen Reviers da gewesen und sie hatte für ihn kochen dürfen und er hatte sie gelobt. Ihre Augen leuchteten – da fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Völlig klar war es ja nun. Der hohe Herr hatte geschossen und die Förster hatten natürlich gesagt: selbstverständlich war das ein hervorragender Schuss und selbstverständlich, wir finden den Hirsch und wir werden das Geweih liefern.

Nun wusste ich also welchen Weg das Geweih nehmen würde.

Das alles liegt schon viele Jahre zurück. Der hohe Herr ist nicht mehr und so hat dann wohl das Geweih einen weiteren Weg gemacht. Aber wohin? wohin? Manchmal träume ich, es hinge nun in einem Jagdmuseum und darunter würde ein Messingschild hängen mit dem Namen des „Erlegers“ und der unsagbar hohen Punktzahl, und jeder wird dann davor stehen bleiben, vor diesem hochkapitalen Geweih. Jeder Jäger aber wird erstarren in ehrfürchtiger Bewunderung.

Und dann träume ich, das Schicksal hätte auch mich in dieses Museum geleitet. Auf den ersten Blick würde ich ihn erkennen, den Giganten. Dann würde auch ich davor erstarren und das ganze Erleben würde noch einmal vor mir ablaufen. Ich würde noch einmal diesen Hirsch

sehen, ich würde sehen, wie er im Schuss aufsteilt und den Herzschuss quittiert und dann würde ich noch einmal da stehen mit all meiner Erregung, mit meiner Freude und Ehrfurcht und mit all meinen Tränen. Doch irgendwann müsste ich mich losreißen und müsste endgültig Abschied nehmen.

Es würde weh tun!